

Die soziale Frauenschule in Zürich : ein Rückblick und ein Ausblick

Autor(en): **Wyss, Wilhelm von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **31 (1921)**

Heft 4

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788805>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ich möchte nur wieder betonen, dass es weniger pädagogische, noch gar sittliche Gründe sind, die uns gegen diese moderne Jugend einnehmen, ja uns zur Entrüstung zwingen, als vielmehr Gründe des guten Geschmacks und ein grosses Mitleid mit den bis zur Entwürdigung Verführten.

Was ich nun aber mit jenem Beispiele am deutlichsten dartun könnte, das ist die furchtbare Tatsache, dass wir die Jugend nicht verstehen wollen und können. Und jene andere Tatsache, dass den weitaus zahlreicheren Jungen die Möglichkeit fehlt, von ihrem Kampf Kunde zu geben, verleitet uns zu der Annahme, bei ihnen sei jener Kampf überhaupt nicht vorhanden, und wir behandeln sie darum wie Kinder. Es ist weiter ein schlechter Ausweg, den so viele Jugend-erzieher gehen, dass sie ihre Unkenntnis oder den Mangel an gutem Willen hinter einer sehr lauten Entrüstung zu verbergen suchen. Mit einer instinktiven Sicherheit merkt aber der Jugendliche selbst sofort, mit wem er es zu tun hat. Er wird darum auch nur gezwungen einem so beschaffenen „lieben, alten, erfahrenen Jugendfreunde“ folgen. Sobald jener Zwang fällt, meidet er ihn auf immer und kann nicht verstehen, warum sich so ein Freund bekannterweise in lebhaften Klagen über die Undankbarkeit der modernen Jugend ergiesst. Wo anders aber der Jugendliche das seltene Glück hat, einen Mann oder eine Frau zu finden, die ihm hauptsächlich durch Geduld, Wartenkönnen und durch wohltuendes Schweigen Verständnis und Liebe beweisen, diese lässt er nicht, zu ihnen kehrt er stets wieder, und wäre es als tiefgefallener Zuchthäusler, immer wieder zurück. (Schluss folgt.)

Die soziale Frauenschule in Zürich.

Ein Rückblick und ein Ausblick.¹⁾

Von Wilhelm v. Wyss.

Die Eröffnung der sozialen Frauenschule lässt für Zürich ein Unternehmen eine neue entwicklungsreiche Gestalt annehmen. Das schon seit einer Reihe von Jahren besteht und auf erfreulichen Erfolg zurückblicken kann: die bisherigen „Kurse zur Einführung in weibliche Hilfstätigkeit für soziale Aufgaben.“ Aus den Kursen entsteht nun eine eigentliche Schule. Die Frage des Bedürfnisses, dem die Kurse

¹⁾ Aus der Rede, mit der am 10. Januar die „Soziale Frauenschule“ eröffnet wurde, mögen hier die Ausführungen folgen, die für einen weiteren Leserkreis von Interesse sein dürften. Sie sollen zeigen, aus was für Anfängen heraus sich das Unternehmen entwickelt hat, und in welchem Sinn und Geist es weiterhin zu wirken berufen erscheint.

entsprochen, kann nunmehr als endgültig abgeklärt gelten. Damit, dass die Schule gegründet wird, geben ihre Gründer ihrer Überzeugung Ausdruck, dass sie fortgeführt und nie wieder aufgegeben werden soll, falls nicht unübersteigliche Hindernisse sich einstellen sollten. Dass freilich die Gründung einer Schule solcher Art nicht in einem grössern Rahmen, sondern nur im engsten Kreise gefeiert wird, ist selbstverständlich. Weniger als je ist die Zeit zum Feiern von Festen angetan. Eine soziale Schule und die Arbeit, die in ihr und durch sie geleistet wird, bedeutet auch nur einen kleinen Fortschritt gegenüber der Riesenarbeit, die auf dem sozialen Gebiete geleistet werden sollte.

Ein Rückblick auf die Geschichte der bisherigen Kurse für weibliche Hilfstätigkeit führt uns ins Jahr 1907 zurück. Fräulein Maria Fierz und Fräulein Mentona Moser waren es, die damals den Gedanken hatten, solche Kurse zu schaffen. Sie fanden in Erziehungssekretär Dr. Zollinger einen Berater, der ihnen für die praktische Ausgestaltung ihres Plans hilfreiche Dienste leistete. Unter dem Vorsitz von Prof. Kesselring bildete sich ein Komitee, das dem Werke zur Seite stand. Ersatz wurde schon bald für Frl. Moser nötig. Frl. Martha v. Meyenburg trat an ihre Stelle; sie und Frl. Fierz haben zusammen bis heute in verdienstvoller Weise die Kurse geleitet.

Der leitende Gedanke war, weibliche Kräfte, die nicht durch anderweitige Aufgaben stark beansprucht waren, in den Dienst sozialer Arbeit zu ziehen. Die Entwicklung der modernen Verhältnisse liess ja im Laufe des 19. Jahrhunderts die Arbeit der Hausfrau in sozial besser gestellten Kreisen beständig abnehmen, wenigstens soweit die Mutter nicht mehr für kleine Kinder zu sorgen hat. So nahm die Gefahr zu, dass für erwachsene Töchter neben der Mutter erst recht zu wenig wirkliche, nützliche Arbeit in der Familie zu leisten war. Je mehr sich aber infolge der gleichen Entwicklung den Frauen gebildeter Kreise eigentliche Berufe öffneten, akademische oder im Handel, desto bitterer empfanden diejenigen, die aus irgendeinem Grunde sich solchen Berufen nicht zuwenden konnten, einen Mangel an nützlicher, Befriedigung gewährender Arbeit. Derartig brach liegende Kräfte nicht zur sozialen Arbeit heranzuziehen, wäre um so weniger zu verantworten gewesen, als anderseits die zunehmende Industrialisierung die Arbeiterfrau immer mehr dem Hause entzog und soziales Wirken ökonomisch besser gestellten Kreisen um so stärker zur Pflicht machte.

Das galt für Mädchen und Frauen um so mehr, als das weibliche Geschlecht naturgemäss sich stärker für soziales Wirken eignet als das männliche, nicht bloss weil hier oft direkt hausfrauliches und mütterliches Wirken geboten ist, sondern überhaupt. Beim Vorwalten des Gefühls, wie es der Frau eigen ist, und so sehr, wie sie sich für das Persönliche interessiert, ist sie von vornherein zu liebeichem Eingreifen zugunsten anderer geneigt. Sie wertet auch das Menschenleben an sich höher als der Mann, und die Wertschätzung des Menschenlebens war gerade durch die zunehmende Industrialisierung und die Entwicklung der modernen Technik in Gefahr, zu sinken. So war es denn nur natürlich, wenn da und dort gegen das Ende des 19. Jahr-

hunderts sich Bestrebungen zeigten, um Frauen und Mädchen gebildeter Kreise der sozialen Arbeit zuzuführen. Das gilt besonders für Deutschland. In Berlin war es vor allem Alice Salomon, die 1893 die „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfstätigkeit“ ins Leben rief. 1908 entstand aus diesen die erste soziale Frauenschule. Durch ihr Buch „Was wir uns und andern schuldig sind“ und durch andere Schriften hat Alice Salomon über den Kreis ihres direkten Wirkens hinaus Tausenden die Augen dafür geöffnet, wie soziales Wirken eine Pflicht der Frauen und Mädchen besser gestellter Kreise ist. Niemand, der über soziale Tätigkeit spricht, wird nicht bewusst oder unbewusst sich von Gedanken leiten lassen, denen sie in ihrer warmherzigen Art Ausdruck gegeben hat.

Konnte so den Leiterinnen der Zürcher Kurse das Wirken des Berliner Unternehmens wertvolle Anregung und Förderung bieten, so mussten die Fragen der Organisation im engern Sinne doch selbständig und mit Berücksichtigung der lokalen Verhältnisse gelöst werden. Wir dürfen heute sagen, dass sie gut gelöst wurden. So war die enge Verbindung von praktischer Arbeit in Zürcher Fürsorgeorganisationen und von theoretischer Belehrung, wie sie von Anfang an vorgesehen wurde, durchaus zweckentsprechend. Gerade die Mädchen, die diese Kurse besuchten, wären durch ausschliesslich oder vorwiegend theoretische Kurse kaum dauernd zu gewinnen gewesen. Sie verlangten nach praktischer Betätigung. Aber diese hätte ihnen nicht die so notwendige Einsicht in die grossen Zusammenhänge geboten, und je mehr sie diese erhielten, desto stärker musste in ihnen die Überzeugung Wurzel schlagen, dass ein Leben ohne nützliche Arbeit unberechtigt und wertlos ist. Dazu kam, dass es rechtzeitig zu erkennen galt, ob die Teilnehmerinnen auch wirklich für praktische und geistige Arbeit in erforderlichem Masse tauglich waren. Auch das beste Herz hilft nicht über einen starken Mangel an praktischer oder intellektueller Begabung hinweg. Wichtig war ferner, dass man nicht zu sehr auf gute Schulbildung abstellte. Selbstverständlich ist eine solche auch für soziales Wirken eine sehr wünschbare Grundlage. Aber viele, denen finanzielle oder andere Gründe einen Besuch höherer Schulen unmöglich gemacht haben, sind trotzdem durchaus für soziale Arbeit geeignet. Stärker als irgendwo muss auf diesem Felde der Persönlichkeitswert über die Brauchbarkeit entscheiden, und so hat sich der Vorstand stets das Recht gewahrt, Bewerberinnen abzuweisen, wenn die persönliche Eignung nicht in wünschenswertem Masse vorhanden zu sein schien. Es wurde zudem besonders auch darauf gesehen, dass die Angemeldeten entschlossen waren, auch nach dem Kurse sich sozialer Arbeit zu widmen. Endlich sicherte den Kursen der Grundsatz, dass sie sich selber erhalten sollten, eine gewisse Unabhängigkeit von den Behörden und erlaubte, Versuche nach dieser oder jener Richtung anzustellen, so weit sie zur Abklärung nötig schienen. Immerhin stand das Unternehmen von Anfang an unter der Aufsicht der Erziehungsdirektion, und die Diplome wurden von dieser unterzeichnet.

Naturgemäss erfolgte nun die Entwicklung schrittweise. Die ersten fünf Kurse, die sich 1908—1913 folgten, hatten nur Einführung in die Kinderfürsorge zum Zweck. Sie dauerten jeweilen ein halbes Jahr. Das Ziel war, wie es im ersten Prospekt hiess:

- a) Jungen Mädchen und Frauen, die sich für Wohlfahrtspflege interessieren, einen Einblick in die Aufgaben der Kinderfürsorge zu gewähren und ihnen eine Anleitung zu rationeller Betätigung auf diesem Gebiete zu geben.
- b) Kostkinderinspektorinnen, Jugendhortleiterinnen, Vorsteherinnen von Kinderkrippen und Kinderheimen, die im Dienste grösserer Gemeinwesen oder gemeinnütziger Vereine stehen, theoretisch und praktisch für ihr Amt heranzubilden.
- c) Eventuell den Teilnehmerinnen auch Gelegenheit zur Einführung in Kinderpflege und Kindererziehung zu bieten zwecks Anwendung des Gewonnenen in der Familie.

Schon im ersten Kurs waren unter den 17 Teilnehmerinnen auch solche aus andern Kantonen.

Von 1914 15 wurden die Kurse erweitert, um auch in Fürsorge für hilfsbedürftige Erwachsene einzuführen. Der sechste dauerte neun, der achte (letzte) vierzehn Monate. Die Verlängerung kam der praktischen Arbeit zugute, wie sie die Schülerinnen in je zwei, später in drei Fürsorgeanstalten zu leisten hatten; aber auch die theoretische Ausbildung wurde ausgedehnt. Man bestimmte für diese nicht nur eine gewisse Zeit vor der praktischen Arbeit, sondern fügte einen Nachkurs ein. Es hatte sich gezeigt, dass die Schülerinnen, nachdem sie einige Monate in der praktischen Arbeit gestanden hatten, der Einführung in die theoretischen Probleme mit um so grösserer Reife und Vertiefung folgten.

Im ganzen wurden in den acht Kursen über 160 Teilnehmerinnen ausgebildet, von denen die meisten auch nachher bei der sozialen Arbeit verblieben. Dass es ihnen an Gelegenheit zur Betätigung nicht fehlte, dafür sorgte die lange Reihe von sozialen Organisationen aller Art, wie sie der Kanton Zürich aufweist. Nicht wenige sind aber auch in Anstalten und andern Fürsorgeinstituten ausserhalb des Kantons tätig. Dabei hat die zunehmende Schaffung bezahlter Stellen immer stärker die Möglichkeit geboten, dass auch Mädchen, die darauf angewiesen sind, sich teilweise oder ganz selbst zu erhalten, bei der sozialen Arbeit bleiben können. Es sei hier nur der Amtsvormundschaften, der Kinderfürsorgeämter, der Stellen für Berufsberatung, der Frauenzentralen, der Fürsorgeanstalten für Tuberkulöse, für Alkoholkranke usw. gedacht. Aber immer neue Arbeitsgebiete öffnen sich auch für solche, die nur vorübergehend auf bezahlte Arbeit angewiesen sind oder ganz auf Bezahlung verzichten können: in den zahllosen Anstalten für kranke und gesunde Kinder, in Führung von Bibliotheken, in Leitung von Unterrichtskursen für Arbeiterfrauen, in Kinderspielabenden, in Vormundschaften und Aufnahme von Pflegekindern usw.

Wenn es möglich geworden ist, in den acht Kursen Arbeiterinnen für so viele Zweige sozialen Wirkens heranzubilden, so gebührt der Dank dafür vor allem den beiden Kursleiterinnen. Dank gebührt aber auch den Vorstehern der sozialen Institutionen, die die Teilnehmerinnen zur praktischen Arbeit bei sich aufnahmen. Gewiss war die Mühe, die sie oder ihr Personal mit den Neulingen hatten, oft nicht gering. Um so höher ist es anzuschlagen, dass fast alle Institutionen sich dauernd bereit erklärten, Schülerinnen aufzunehmen. Es ist ein gutes Zeichen für die Institutionen selber, aber auch für die Schülerinnen und für den Geist, in dem sie ihre Arbeit taten.

Dass nun die Zeit der Kurse vorbei ist und eine festere Organisation an ihre Stelle zu treten hat, ergab sich teils daraus, dass die ganz verschiedene Reife und Vorbildung der Schülerinnen die Ausbildung erschwert und die Schaffung von zwei Kursen als wünschbar erscheinen lässt. Sodann ist im Laufe der Jahre eine genügende Abklärung der Bedürfnisse und Verhältnisse erfolgt. An die Behörden darf nunmehr unbedenklich das Gesuch um Zuwendung von Subventionen gerichtet werden, und solche sind um so notwendiger, weil für die Leitung fortan unbedingt eine Persönlichkeit ihre ganze Kraft zur Verfügung stellen muss. Es ist sehr erfreulich, dass Frl. v. Meyenburg als Schulleiterin hat gewonnen werden können. Weitgehende Unterstützung wird sie auch weiterhin an Frl. Fierz, der Delegierten des Vorstandes, finden.

Das Ziel und die Organisation sind im Prospekt nunmehr folgendermassen umschrieben:

„Die Schule will dem stets wachsenden Bedürfnis nach tüchtigen besoldeten und freiwilligen Hilfskräften für die sozialen Aufgaben entgegenkommen und junge Mädchen theoretisch und praktisch für diese Arbeit vorbereiten. Im weiteren soll auch Frauen und Mädchen, die bereits sozial tätig sind, Gelegenheit gegeben werden, sich auf einzelnen Arbeitsgebieten weiterzubilden.

Die Schule umfasst eine untere und eine obere Klasse. Die Absolvierung beider Klassen beansprucht zwei Jahre wovon $\frac{3}{4}$ Jahre auf die Unterstufe, $\frac{5}{4}$ Jahre auf die Oberstufe entfallen. Jede Klasse kann auch einzeln besucht werden; der Lehrplan der Unterstufe wird in diesem Falle auf ein volles Jahr ausgedehnt. Beide Klassen umfassen je am Anfang und am Schluss einige Monate theoretischen Unterrichts, dazwischen liegt eine längere Zeit praktischer Betätigung. Der theoretische Unterricht hat die Aufgabe, auf die praktische Lehrzeit in Anstalten und Fürsorgeämtern vorzubereiten, die dort gewonnenen Erfahrungen nachher zu vertiefen und die Einzelarbeit in die grösseren geistigen Zusammenhänge einzustellen. Für die praktische Ausbildung stehen die meisten Wohlfahrtseinrichtungen Zürichs zur Verfügung. Schülerinnen der Unterstufe absolvieren ihre Lehrzeit vorwiegend in Anstalten für Kinderpflege und -erziehung, wie Krippen, Kindergärten, Heime für Säuglinge und kranke und krüppelhafte Kinder. Schülerinnen der Oberstufe arbeiten hauptsächlich in Institutionen, welche der offenen Fürsorge dienen, wie

staatliche und private Fürsorgestellen, Sekretariate, Gemeindepflegen usw.“

Allein nicht nur die bereits genannten Gründe lassen es als notwendig erscheinen, dass an die Stelle der Kurse nun die Schule tritt. Stärker noch als früher muss es als Forderung der Zeit empfunden werden, dass junge Mädchen Gelegenheit erhalten, sich sozialer Arbeit zu widmen. Es ist keine Frage, dass die Geldentwertung und überhaupt die Veränderung der Verhältnisse durch den Krieg die Zahl der Mädchen in sozial besser gestellten Kreisen, die nicht zur Verheiratung gelangen, zunehmen lassen wird. Die Kosten des Unterhalts einer Familie, die Steigerung der Steuern, die zu erwartende und durchaus berechnete Einschränkung des Erbrechts, die Unsicherheit des Besitzes überhaupt werden einsichtige Eltern und Töchter je länger, desto mehr davon abhalten, nur auf eine „Versorgung“ abzustellen und auf eine an sich Befriedigung und ein Auskommen sichernde Berufsausbildung zu verzichten. Ein Brachliegenlassen brauchbarer Kräfte ist aber auch nach der Richtung immer schwerer zu verantworten, als die Arbeit beständig wächst und ein Leben ohne Arbeit allmählich einfach nicht mehr geduldet werden kann. Der Sturz der Monarchien in Staaten in denen das monarchische Prinzip viel tiefer verankert schien als anderswo, die grelle Beleuchtung der Nachteile der kapitalistischen Wirtschaftsordnung wie sie der Krieg brachte, die Tatsache, dass Millionen von Menschen überhaupt nichts mehr zu verlieren haben, die Wahrnehmung, dass die ganze Welt mit einem starken Ruck sich nach links verschoben hat, das alles muss doch schliesslich jedem die Augen dafür öffnen, dass die gute alte Zeit vorbei ist und man sich auf neue Verhältnisse einzustellen hat.

Allein der Krieg hat zugleich auch den Frauen neue Arbeitsgebiete geöffnet und, man darf wohl sagen, die Stellung der Frau gehoben und gestärkt. Er hat ihr speziell auch nach sozialer Richtung neue Aufgaben gestellt. Es sei bloss an die Folgen der Einführung des Achtstundentages erinnert. Wie gilt es nun nicht, allen die es nötig haben, die Hand zu reichen, damit sie die freie Zeit richtig anwenden: zur Pflege des Gartens, zum Besuch von Kursen, zur Lektüre usw. Gerade die Fürsorge für Familien- und Schülergärten, für Volksbibliotheken usw. sind Gebiete, auf denen noch viel zu leisten ist. Aber auch durch die Ausdehnung der Fürsorgebestrebungen für Kinder und Jugendliche, die Schaffung von Frauensekretariaten, von Jugendämtern und Jugendgerichten, um nur einiges zu nennen, ist neue Arbeit in Hülle und Fülle gegeben. Gerade diejenigen, die nicht einfach das Heil von einer sozialdemokratischen Wirtschaftsordnung zu erwarten vermögen, können gar nicht genug durch praktische soziale Arbeit zeigen, dass sie den Problemen nicht verständnislos gegenüberstehen. Die Vorurteile und das dem Menschen innewohnende Beharrungsvermögen sind so stark, dass nie zu viel Leute durch eigene Beobachtung Einsicht in die sozialen Misstände bekommen können. Nur so wird es allmählich gelingen, das Misstrauen der Sozialisten gegen die bisherigen Bestrebungen auf dem Gebiete der sozialen

Arbeit zu überwinden. Alle müssen sozial denken, und alle müssen Hand anlegen.

Reiche Anregung für soziale Betätigung ist in Amerika zu holen. Wenn man schon vor Jahren Jane Addams den ersten Bürger von Chicago genannt hat, so könnte man sie heute wohl als die Frau bezeichnen, deren Leben wie das keiner zweiten der Gegenwart für Tausende und Abertausende zum Segen geworden ist. Niemand, der wissen möchte, wie soziale Arbeit geleistet werden kann, sollte versäumen, das Buch zu lesen, in dem sie die Entwicklung des Hull-Hauses, des ersten von ihr gegründeten Settlements in Chicago, schildert. Für sie ist alles selbstverständlich, was sie für ihre Mitmenschen tut. Wäre das bei allen Leuten so, die soziale Frage wäre längst gelöst. Wir bilden uns leicht ein, in Amerika beständen Misstände, über die wir kultivierten Europäer längst hinaus seien. Das ist auch zum guten Teil richtig. Aber dafür sind wir in Europa auch längst über diesen elementaren Drang zum Helfen hinaus, den der Amerikaner noch hat und der einen geradezu an das Urchristentum erinnert. Wer sieht, was eine Jane Addams und die Kreise, die sie um sich gesammelt hat, leisten, wird diesen Vergleich nicht zu kühn finden. Auch die Stellung der Kirche ist in Amerika eine andere als in Europa, zum Heil wohl weniger der Seelen, als der Sicherung einer menschenwürdigen Existenz. Die Amerikaner sind stärker als die Europäer davon überzeugt, dass das Christentum nicht vom sozialen Leben der Gemeinde abgetrennt bestehen kann, sondern trachten muss, im sozialen Organismus selbst zu einem einfachen und natürlichen Organismus zu werden. Dieser Anschauung, dass die Menschen verschiedener Lebenslagen nicht durch Barrieren und tiefe Gräben von einander geschieden sein sollen, entspricht auch die Eigenart der Settlements. Wenn Leute, die sozial wirken wollen, sich mitten in Armenvierteln ansiedeln, so betrachten sie ihre Aufgabe nicht als erfüllt, wenn sie Armen geholfen haben, aus schlimmen Verhältnissen herauszukommen. Sie wollen nachher in engem Verkehr mit ihnen bleiben und ihnen das Gefühl geben, dass alle von vornherein hätten in der Lage sein sollen, in ungefähr gleichen Verhältnissen zu leben. Auch erscheint es den Bewohnern des Settlements als wichtiger, dass sie sich ganz von den Wünschen der Besucher ihres Hauses abhängig machen, als dass sie erzieherisch im engeren Sinn des Wortes auf sie einwirken. Erst sollen diese Besucher sehen, dass man ihnen zu sauberen Räumen, zu nahrhaftem Essen, zu Gelegenheit verhilft, sich wie andere Leute weiterzubilden. Dann mag nachher, aber erst nachher, auch die erzieherische Tätigkeit zu ihrem Rechte kommen.

Dass, wenn unsere jungen Mädchen sich sozialer Arbeit zuwenden wollen, dies nicht immer von vornherein von ihren Angehörigen völlig verstanden und richtig gewürdigt wird, ist begreiflich. Nur zu oft bedeutet der Verzicht auf die Mithilfe der Tochter im Haushalt für die Eltern ein wirkliches Opfer, und der Gedanke: zu meiner Zeit dachte man anders, wird eine Rolle spielen, so lange es überhaupt Menschen gibt. Aber er darf tatsächlich heute noch weniger aus-

schlaggebend sein, als früher. Die Mädchen werden indessen solchen Vorwürfen gegenüber durch soziales Fühlen gerade zu einem milderen und verständnisvolleren Verhalten angeregt werden und zu zeigen vermögen, dass sie auch der Pflicht ihren Angehörigen gegenüber sich vollbewusst sind. Wenn sie es nicht sind, so sind sie auch zu sozialer Arbeit noch nicht reif. Sollte man ihnen vorhalten, dass Egoismus mitspiele, so darf dieser Vorwurf nicht allzu schwer genommen werden. Es wird wohl so sein. Das Streben nach einer Arbeit, die einen befriedigt, ist bis zu einem gewissen Grad in der Tat egoistisch. Aber sicher ist, dass keine Art von Arbeit rascher über den Egoismus hinausführt, als die Arbeit für andere.

Dass es eine Schule ist, in die die Mädchen eintreten sollen, wird sie hoffentlich nicht erschrecken. Aber wenn sie schulmüde sein sollten, so mögen sie versichert sein: in dieser Schule ist das Problem der Selbstbetätigung, das jetzt für alle Schulstufen mehr und mehr zum eigentlichen Kardinalpunkt werden muss, am leichtesten zu lösen. Es gibt in Diskussionen, in Berichten und Urteilen über Gelesenes, Gesehenes oder Gehörtes reichlich Gelegenheit zu eigenem, selbständigem Denken und Reden und auch zum Widersprechen für solche, die darnach besonders verlangen. Die Schule bietet aber vor allem auch Gelegenheit, sich der Gemeinsamkeit der Arbeit bewusst zu werden, und das ist gerade für soziale Arbeit ganz besonders wichtig. Gemeinsame Arbeit für das gleiche Ziel ist schon an sich das festeste aller Bande. Je intensiver die Arbeit ist, desto stärker wirkt sie als Band. Das soziale Empfinden aber, das es zu betätigen und auszubilden gilt, erstarkt am leichtesten in gemeinsamer Arbeit. Diese hilft auch über Bedenken und Zaghaftigkeit wegen geringer eigener Kraft hinweg, und angesichts der Riesenaufgaben, vor denen die Menschheit steht, sind ja wahrlich solche Bedenken natürlich genug. Gerade für soziale Arbeit gilt es besonders, sich dessen bewusst zu sein, dass es nicht darauf ankommt, welchen Platz wir einnehmen, sondern in welcher Richtung wir uns bewegen. Im übrigen ist in der Schweiz bekanntlich überhaupt nicht das Amt entscheidend für die Wertung des Menschen, sondern der Mensch macht das Amt, und erst die Arbeit, die er in dasselbe hineinlegt, entscheidet darüber, ob er als sein Inhaber geschätzt wird oder nicht.

Die Gemeinsamkeit der Arbeit und die verbindende Kraft, die ihr innewohnt, werden über Unterschiede in Herkunft und Bildung, in Alter und Erfahrung, in bisheriger Tätigkeit und Umgebung unschwer hinweghelfen. Solche Unterschiede werden bei einer Schule dieser Art oft recht gross sein. Wer aber den Dingen die gute Seite abzugewinnen weiss, der betrachtet von vorneherein eine derartige Verschiedenheit als Ansporn und Förderung und zieht aus ihr Nutzen. Die Hauptsache bei der sozialen Arbeit, wie bei jeder andern, ist, dass man dazu berufen ist, d. h. einem innern Rufe folgt. Leider ist uns bei der Anwendung des Wortes Beruf diese ursprüngliche Bedeutung des Wortes längst aus dem Bewusstsein getreten, und nur zu oft trifft sie auch gar nicht zu.

Berufen zu sein zu seiner Arbeit, das ist auf dem sozialen Gebiete noch um so wichtiger, weil der Gegenstand, dem unser Wirken gilt, kein totes Material ist, sondern lebende, so gut wie wir empfindende und in ihren Gefühlen verwundbare Menschen. Das hat man sich jeden Tag zu sagen. Und in jedem einzelnen Fall ist es wieder ein anderer Mensch, um den es sich handelt, mit seinem individuellen Empfinden und seinen individuellen Verhältnissen. Da gibt es also auch kein Buch mit Rezepten für die „Behandlung“. Da ist das Beste gerade gut genug, was der Sozialarbeiter überhaupt zu geben vermag. Handwerker und Maschinen kann man da nicht brauchen. Wer Gefahr läuft, das zu werden, der wende sich einem Beruf zu, wo die Geschicklichkeit der Hand oder der reine Intellekt über den Wert oder den Unwert der Arbeit entscheidet, aber nicht das Herz. Nur zu oft wird einem die Aufgabe dadurch erschwert, dass Menschen in gedrückten Verhältnissen durch diese geradezu gezwungen worden sind, ein abweisendes Wesen anzunehmen. Für Bewohner von Mietskasernen ist der Wunsch nach Einsamkeit und ein zurückhaltendes und abweisendes Benehmen oft die Grundbedingung zur Behauptung einer ehrbaren Lebensführung. Ist es solchen Leuten zu verargen, wenn sie denen, die ihnen helfen wollen, nicht gleich ihr Herz öffnen? Ist es den Armen zu verargen, wenn sie meinen, ökonomisch besser Gestellte neigten dazu, sich auch als innerlich über ihnen stehend anzusehen, während sie doch dazu kein Recht hätten? Wer in sozialer Richtung Segen bringen will, der darf nur mit dem Gedanken an die Arbeit gehen, dass Persönlichkeit gegen Persönlichkeit steht. Er wird bald und oft die Wahrnehmung machen, dass in zahllosen Fällen das schlechtere Kleid die edlere Persönlichkeit deckt. Wenn es das eigentliche Ziel der Frauenbewegung ist, dass jede einzelne Frau zur selbstverantwortlichen, wertvollen Persönlichkeit sich entwickeln könne, welche Art von Arbeit wird mehr dazu mithelfen, dieses Ziel zu erreichen, als die soziale?

Auch für die soziale Frauenschule in Zürich möge gelten, dass die Arbeit, die in ihr und von ihren Schülerinnen während der Kurse und später geleistet wird, zum Segen werden soll für die, denen die Arbeit gilt, und für die, die sie tun. Ungeheure Aufgaben stehen der Menschheit bevor: die äussern Lebensbedingungen der ökonomisch weniger gut gestellten Menschen besser und würdiger zu gestalten und die innere Entwicklung der Menschen und der Menschheit zu fördern. Möge die neu gegründete Schule an ihrem bescheidenen Teil an der Lösung dieser Aufgaben mitzuwirken berufen sein.

Die alten Römer hatten zwei Sprichwörter, die in starkem Gegensatz zu einander standen. Das eine hiess: homo homini lupus est: der eine Mensch ist dem andern gegenüber der reine Wolf; das andere: homo homini deus est: der Mensch ist für den Menschen wie ein Gott. Dürfen wir sagen, dass das erste Sprichwort heute keine Berechtigung mehr habe, dieses Sprichwort, das doch so gut über der Schwelle der Menschheitsentwicklung hätte stehen können, als tatsächlich der Grosse den Kleinen totsclug, der Starke den Schwachen? Das

zweite Wort: der Mensch ist für den Menschen wie ein Gott, ist das Ziel, das für die Gesamtheit der Menschen vielleicht nie völlig zu erreichen sein wird, das aber der einzelne denen gegenüber, mit denen er in Berührung kommt, in weitgehendem Masse zu verwirklichen vermag.

Die Entwicklung des musikalischen Sinnes beim Kinde.

Durch eine Reihe von Untersuchungen sucht Dr. Herbert Meissner in einer experimentell-psychologischen Studie¹⁾ „den durch die übliche allgemein-musikalische Ausbildung erreichten Grad des musikalischen Sinnes beim Kinde zu ermitteln.“ Wie steht es nun aber mit der üblichen allgemein-musikalischen Ausbildung? M. sagt selbst von seinen Versuchsklassen, dass in den einen sofort ein rapider Aufstieg erfolge, wahrscheinlich weil daselbst ein energischer Gesangunterricht (mit Notensingen) betrieben werde, während in den andern die Leistungen in den ersten zwei Jahren bedeutend geringer seien, weil nur nach dem Gehör gesungen werde.

Die Versuche wurden merkwürdigerweise nur mit Mädchenklassen ausgeführt, obschon die grosse Steigerung des musikalischen Sinnes der Mädchen im 12. Lebensjahre M. stutzig macht und ihn vermuten lässt, dass der Grund in der allgemein raschen Entwicklung der Mädchen liege.

Es wurden folgende Untersuchungen ausgeführt: Nachsingen einzelner Töne und melodischer Intervallgruppen, Analysen von Zweiklängen, Bestimmung von hoch und tief. Bestimmung der Unterscheidungsschwelle für sukzessiv gegebene Töne und simultane Zusammenklänge.

Die Untersuchungen erstreckten sich also nur auf ein musikalisches Element, den Ton; der Rhythmus wurde gar nicht berücksichtigt. Ja die Versuche beschränkten sich sogar auf die Prüfung der Entwicklung des Sinnes für die Tonhöhe. Nichtsdestoweniger wird die gründliche Arbeit Meissners auf den Gesangunterricht befruchtend wirken, wenn auch weniger durch Aufstellung neuer Grundsätze und Richtlinien, als vielmehr durch die wissenschaftliche Bestätigung von in der Praxis bereits erprobten Unterrichtsmethoden.²⁾

Bei den Versuchen zeigte es sich vor allem, wie wenig unser Gesangunterricht für die Gehörbildung leistet und wie viel durch systematische Übungen zu erreichen wäre. Die darauf verwendete Zeit würde sich reichlich lohnen; das ganze rezeptive Erfassen der Musik und damit ein wichtiger Zweig der ästhetischen Bildung könnte dadurch ungemein gefördert werden.

¹⁾ Dr. Herbert Meissner. Zur Entwicklung des musikalischen Sinnes beim Kinde während des schulpflichtigen Alters. Eine experimentell-psychologische Studie. Mit 10 Figuren im Text. Berlin, Trowitzsch & Sohn. 63 S.

²⁾ Vgl. die diesbezüglichen Kapitel in der im Frühjahr erscheinenden neuen „Anleitung zur Erteilung eines methodischen Gesangsunterrichtes für alle Volksschulen des Kantons Zürich.“